

Immer noch

Autor(en): **Luz, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1935-1936)**

Heft 12

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668719>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Immer noch.

Immer noch, mit jedem Hauch,
mein ich dich zu finden,
ob ich auf dem Wege auch
fern dich sah entschwinden.

Immerfort und ohne Ruh
such ich voll Verlangen
jene Kraft, die, rein wie du,
von dir ausgegangen.

Die wie Schwalbenflug so schnell
streift auf blanken Schwingen
und mir dennoch tief und hell
konnt die Brust durchdringen.

Immer noch und immerzu
will es mich umschweben,
wie ein Lied, das leise du
mir zum Trost gegeben. Elisabeth Luz.

Wie Vater Vanini weiße Haare bekam.

„Schura Adele, ancor un bicchiere,“ sagte der junge, blonde Tourist, der sich Signor Schnyder nannte und erst heute mit Sack und Pack beladen von diesseits des Gotthards zu kommen schien. Die so Angeredete beeilte sich der Aufforderung nachzukommen, füllte den leeren blauweißen Rachel mit rotem, dickflüssigem Chianti und stellte ihn wieder mit freundlichem Lächeln dem Gaste hin, der mit noch drei bis vier Einheimischen die wenigen, nächtlichen Besucher dieser am Ende des Dorfes gelegenen Osteria bildete.

„Alla sua salute,“ sagte sie munter lächelnd. Sie war die noch junge, ledige Wirtin dieses Lokales, eine etwas zur Üppigkeit neigende Vollblut-Tessinerin, mit großausladenden, nicht gerade raschen Bewegungen, roten Wangen, dunkeln, schön frisierten Haaren und frischen, geschwungenen Lippen. Schnyder hob den Rachel mit ungewohnter Geste an den Mund und trank der hübschen Wirtin lachend zu. „s ist doch Karneval heute, warum gehen Sie nicht tanzen? Fühlen Sie sich etwa schon zu alt dazu?“ fügte er schelmisch zwinkernd hinzu. Sie zuckte spöttisch lächelnd die Achseln. „Vielleicht, chi lo sa, sehen Sie doch meine weißen Haare an!“ Und sie deutete nicht ohne Koketterie auf die lockige, weiße Strähne, die sich mitten durch das schwarze Haar zog und bei raschen Bewegungen leicht die rechte, dunkle Braue bedeckte.

„So siehst du aus,“ nickte einer der Anwesenden, ein ältklicher Dorfschwerenöter und Habitué der Osteria, „sie will uns nämlich glauben machen, daß sie alt ist, aber dabei hat sie Feuer für zehne! Als ob es immer auf die weißen Haare ankäme! Die hat sie ja überhaupt vom Babbo geerbt, der hat sie ihr bereits als Mitgift im Mutterleibe mitgegeben.“ — „Ja, stimmt, die hat sie eigentlich auch vom Grishbär als Geschenk erhalten, denn ihre Mutter selig trug sie

gerade unter dem Herzen, als sich das mit dem Babbo ereignete.“ — „Was sagen denn Sie dazu, Schura Adele,“ sagte der Tourist. „Was für eine Bewandnis hat es denn mit Ihrer weißen Locke, um die Sie gewiß jede mondäne Lebedame beneiden würde?“ — „Was weiß ich,“ sagte sie lachend, „ich schere mich wenig darum, fragen Sie den Babbo selbst, wenn Sie es durchaus wissen wollen. Sehen Sie nur hin, ist es nicht Weiß von meinem Weiß?“ Und sie deutete mit dem Kinn auf den soeben Eintretenden, dessen buschiger, lockiger Haarwald in auffallendem Schneeweiß leuchtete, während der bis zur Brust reichende lange Bart daneben beinahe dunkel erschien.

„Buona sera, signori,“ brummte er, ohne seine Brissago aus dem Mundwinkel zu nehmen. „Hierher, Babbo Vanini, hierher, wir sprechen gerade von dir und von deinem Haarschopf! — War es nicht gerade so ein Abend wie der heutige, als das passierte!“ So tönten die Stimmen der Anwesenden durcheinander. Der Alte, der denselben spöttisch-lächelnden Blick seiner Tochter hatte, paffte ohne sich irre machen zu lassen noch einige Züge und sagte dann nachdenklich, beinahe ernst nickend: „Si, si, Ihr habt recht, es war gerade so ein Abend wie heute, sogar genau so wie heute, denn es war auch in der ersten Karnevalsnacht vor vierzig Jahren... Da habt Ihr wieder einmal an meinen weißen Schopf denken müssen, strano... strano...“ — „Was ist denn zum Teufel damit los,“ ließ sich jetzt der junge Tourist hören, „ist's ein Geheimnis oder darf es ein anderer Sterblicher auch erfahren, Babbo Vanini? Wir Landsleute diesseits des Gotthards sind nicht wenig neugierig auf alles, was hier im Süden bei Euch passiert... Jetzt heißt es erzählen, das ist man den zugewanderten Gästen schuldig, nicht wahr, Schura Adele?“ — „Das macht mit dem Babbo selber aus, der